



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Martin Salander.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wollen, sondern auch fähig und bereit sind, so weit es an ihnen ist, zu helfen, zu belehren, in den ersten Grundsätzen des geselligen und Familienlebens zu erziehen und sie zu bessern, glücklicheren Zeiten hinzuleiten, als sie jetzt zu verstehen fähig sind. Zur Erreichung dieses Zweckes bedarf es ganz besonders alles dessen, was man in dem Worte Liebesthätigkeit (charity), in dem höchsten, weitesten und edelsten Sinne dieses Wortes zusammenfassen kann, es bedarf nicht nur des Geldgebens, sondern des freudigen Opfers von Zeit, Aufmerksamkeit, Sorge, Hingebung und Liebe. Diese Leute können gewonnen werden, und sie verdienen es, und diejenigen, welche dazu beitragen, mögen sich versichert halten, daß sie sicherlich selbst in dem weitesten, höchsten und edelsten Sinne gewinnen werden.“

Göttingen.

W. Ruprecht.



Martin Salander.



on einzelnen großen Meistern erzählt die Kunstgeschichte, daß sie in vorgerückten Jahren, je souveräner sie die Technik ihrer Kunst beherrschten, umso kühner sich über alle äußerlichen Mittel der Darstellung hinwegzusetzen liebten, etwa wie der ältere Rembrandt, der die Fülle seiner malerischen Absichten nur mit großen massigen Pinselstrichen andeutete, sodaß seine Gemälde von der Nähe einen unschönen Haufen von Farbenflecken vorstellten und erst in mäßiger Entfernung ihre volle Schönheit verrieten, oder wie P. P. Rubens, der seine Gemälde gar ohne Untermalung gleich vom Fleck weg auszuführen liebte; auch vom ältern Beethoven erzählt man eine ähnlich kühne Ablehnung aller technischen Hilfsmittel, sodaß der Genuß der spätern Sonaten nur demjenigen ganz gegönnt ist, der sich ihn sozusagen im Schweiße seines Angesichts errungen hat.

An diese Beobachtungen der Kunsthistoriker haben wir uns beim Lesen des neuesten Kellerschen Romans*) erinnert. Gottfried Keller ist zweifellos der einzige lebende Dichter in deutscher Sprache, von dem man sagen kann, daß es ein literarisches Ereignis sei, wenn von ihm ein neues Werk erscheint. Nicht daß der ihm nächst berechnete — Theodor Storm — unterschätzt werden soll; es spielen da auch äußerliche Dinge mit. Es hat sich kaum ein anderer lebender deutscher Dichter so schwer und langsam den Beifall eines größern Leserkreises errungen wie Gottfried Keller, und als dieser Beifall sich endlich einstellte, da

*) Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin, Herz, 1886.

hatte er seine Hauptwerke schon geschrieben. Die Menge aber strebt nach dem Neuen, und unter diesem liebenswürdigen Drucke schrieb Keller wieder sehr langsam sein herrliches „Sinngedicht,“ gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, schrieb er endlich seinen neuesten Roman „Martin Salander.“ Schon die Ankündigung des letzteren erregte die lebhafteste Spannung aller literarisch Gebildeten, und als er in monatlichen Fortsetzungen (die überdies nicht einmal streng eingehalten wurden) erschien, da wurde jedes neue Stück der Dichtung gleich emsig gelesen und tiefsinnig kritisiert. Noch bevor sie ganz veröffentlicht war, hatte sich schon eine Meinung über die Dichtung gebildet, und es erging ihr ähnlich wie einem Gemälde von Rembrandt, das man allzunah, ohne Übersicht des Ganzen, in seinen einzelnen Teilen betrachtet — man war enttäuscht. Wenn aber irgend ein dichterisches Werk durch die bruchstückartige Veröffentlichung geschädigt werden mußte, so war es der „Martin Salander,“ über den man nur urteilen kann, wenn man ihn ganz und zweimal gelesen hat. Denn erst da übersieht man, wie merkwürdig einheitlich und groß diese Dichtung konzipiert ist, von der man nach dem Lesen der einzelnen Bruchstücke gleich bereit war zu sagen, sie sei wieder ein Novellencyklus, es seien wieder Episoden, aber kein ganzer Roman. Erst nach dem zweiten Lesen wird man hinter die Geheimnisse dieses merkwürdig gedungenen Stiles kommen, der sich mit Andeutungen begnügt, wo andre Romanschreiber, etwa Spielhagen, Bände schreiben; dann erst wird man die Höhe des Standpunktes erfassen, von dem aus hier der Dichter ein Bild der politischen und moralischen Zustände seiner Heimat geliefert hat; dann wird man die Fülle von dichterischen Motiven in seiner kleinen Welt bewundern, wie hier kein Wort zu Boden fällt und auch die kleinsten Nebenzüge zu symbolisch-poetischer Wirkung kunstvoll ausgenutzt werden; dann die außerordentliche Kraft in der Charakteristik erfassen, wie jeder Mensch in diesem Romane aus der Tiefe seines eignen Wesens spricht; dann die hohe dichterische Weisheit erkennen, die schon in der Wahl und Gruppierung dieser sich gegenseitig durch die Wirkung des Kontrastes beleuchtenden Gestalten verborgen liegt.

Man hat bisher in aller Poesie Gottfried Kellers die merkwürdige Verschmelzung national-deutscher und schweizerischer Charakterzüge beobachten können; Otto Brahm hat von dieser Wahrnehmung aus seinen trefflichen Essay über den Dichter glücklich eingeleitet. Deutsch ist in Keller die literarische Bildung, sein Ausgang von Jean Paul, mit dem er in den Jugendwerken das Schwelgen im Gefühl gemein hat, seine Auffassung der Volkspoesie, als dem mystischen Quell aller poetischen Empfindung im Sinne der Romantiker, deutsch der phantastische Zug in Kellers Dichtung. Schweizerisch ist in ihr das Total, das praktische Lebensideal, die nüchterne Beobachtung, der trockene Humor, der Realismus der Kunst. Und je älter der Dichter wurde, umso enger schloß er sich an seine Heimat an; vom „Grünen Heinrich“ bis zum „Martin Salander“

ist der Weg vom subjektiven Bildungsroman, in welchem der Held nach des Dichters persönlicher Eigenart geschaffen ist, zum sozialen Roman, der auch den Helden aus der Mitte des Volkes wählt und ihm nicht das geringste von der Persönlichkeit des Autors andichtet. Im „Grünen Heinrich“ die Bildungsgeschichte des aufwärts strebenden, mit sich selbst unfertigen Dichters, im „Martin Salander“ die Schilderung des Volkes, das der Dichter mit patriotischer Treue liebt, das er aber mit der reifsten Weisheit des Genius überschaut. Der „Grüne Heinrich“ ist ein sentimentalere, der „Martin Salander“ ein satirischer Roman; dort wogt der Kampf um Ideen, hier um materielle Interessen. Darum ist das letzte Werk des Dichters umso schweizerischer, als es zu dem schweizerischen Lokal, zu den schweizerischen Menschen auch spezifisch schweizerische Vorgänge behandelt. Aber doch thäte man sehr Unrecht, wenn man dem Werke, wie es geschehen ist, nur eine lokale Bedeutung zugestehen wollte; der Dichter selbst scheint dagegen schon protestirt zu haben, als er der idealen Gestalt seines Buches, dem Arnold Salander, der wohl Kellers eignen positiven Standpunkt vertritt, die Bemerkung in den Mund legte: *Chez nous comme chez les autres*. Und so ist es in der That.

Der sogenannte wirtschaftliche Aufschwung, welcher vor mehr als einem Jahrzehnt der Reihe nach alle europäischen Staaten beglückte, um überall nach einem grandiosen Börsen- und Bankenkrach, wie seinerzeit der Teufel des Volksbuches mit Gestank, wieder zu verschwinden, hatte auch die Schweiz heimgesucht. Auch hier dieselben Erscheinungen: Aufschwung des Baugewerbes, Massenbau von Eisenbahnen, Gründung von Bau- und Hypothekenbanken, vermehrte Genußsucht des Volkes in lärmenden Vergnügungen, in dem Streben über Stand und Vermögen hinaus, bis die ganze papierne Herrlichkeit ein jammervolles Ende nahm. Diese Ereignisse bilden den Vorwurf des Kellerschen Romans. Die Handlung desselben erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa fünfundzwanzig Jahren. Sie giebt uns nicht bloß ein Bild, sondern auch eine Entstehungsgeschichte des Aufschwunges, und sie schildert nicht bloß die Schwindler, sondern auch die gesunden Elemente des Volkes in zahlreichen Abstufungen, sodaß wir sehen können, an welchen Mächten es lag, daß das Unwetter, ohne allzu großen Schaden anzurichten, vorbeizagen konnte, und auf welchen kräftigen Schultern noch immer die Zukunft des Volkes ruht, an dessen gedeihlicher Zukunft der Dichter im übrigen keinen Augenblick zweifelt. Nur „wie wenn der Geist eines alten hysterischen Weibsbildes in unserm Ländchen herumsühre, wie der Böse im Buche Hiob“ (S. 409), kommen ihm alle diese Ereignisse vor, die er auch demgemäß mit dem zuweilen grimmigen Humor des gesunden Mannes überschaut. Dieser positive Geist des Werkes, welcher sich keineswegs mit der Geißelung der Schlechten begnügt, macht einen Teil seiner Größe aus; mit fröhlichem Mute legt man es aus der Hand. Ja, so wenig Lust hat Keller an der Satire als solcher, daß er die Hände von der Berührung mit den un-

saubern Gesellen sich so rein als nur möglich zu halten das Bedürfnis fühlt und künstlerisch diese Gestalten fast zu kurz kommen läßt.

Im Mittelpunkt der Erzählung stehen der ehrenwerte Münsterburger Bürger und Handelsherr Martin Salander mit seiner herrlichen Frau Marie, den Töchtern Setti und Netti und dem Sohne Arnold. Das ist eine Familie so recht vom tüchtigen schweizer Menschenschlag, aus der Mitte des Bürgertums, weder zu hoch noch zu tief gestellt. Martin Salander ist nichts weniger als ein sogenannter Romanheld. Von Haus aus ein bescheidner Schulmeister, zwang ihn die frühe Ehe, nach einem größern Einkommen zu trachten. Da er ein thätiger Mensch war, pflichteifrig, mutig, mit offenen Sinnen, so glückte es ihm anfänglich recht leidlich, bis ihn eine unkluge Bürgerschaft in den Bankrott eines schurkischen Jugendgenossen mithineinriß und um das Vermögen brachte. Dieser Jugendfreund, gleichfalls Schulmeister von Beruf, Louis Wohlwend, soll noch später die Wege des gutmütigen Salander unglücklich kreuzen. Nach seinem Unglück ging Martin nach Brasilien hinüber, wo es ihm nach siebenjähriger Thätigkeit gelang, sich ein Vermögen von etwa hundertsiebzigtausend Franken zu erwerben. Während dieser Zeit lebte seine Frau mit den im zartesten Jugendalter von drei bis ein Jahren verlassenen Kindern von einer kleinen Milch- und Kaffeewirtschaft, die sie sich auf einem beliebten Aussichtspunkte in nächster Nähe Münsterburgs eingerichtet hatte. Sie lebte so sparsam, daß sie von ihrem Gatten keinerlei Zuschuß verlangte, damit er durch Zusammenhalten seines erworbenen Kapitals umso rascher vorwärts kommen könne. Allein die sich immer mehr ausdehnende Stadt legte auch an das kleine Gehölz der Salanderschen Milchwirtschaft die Art, und mit den gefälltten Bäumen kam auch das Geschäft an den Ruin. Am Ende der sieben Jahre steht Marie Salander mit den drei Kindern vor dem nackten, hungrigen Elend. Da gerade in der ersten Nacht, in der die Familie „ungeessen schlafen“ (S. 41) gehen soll, kehrt Martin endlich heim. Allein kaum angekommen — und damit wird die Erzählung eröffnet —, muß er das fürchterlichste erfahren, daß ihn eben jener Wohlwend, wie schon früher einmal, so auch jetzt wieder um die Früchte seiner siebenjährigen angestrengten Arbeit betrogen, ja geradezu ihrer beraubt hat. Salander hatte nämlich sein ganzes Vermögen bei einer Bank in Rio de Janeiro hinterlegt, welche ihm dafür einen Chec auf das mit ihr geschäftlich verbundene Münsterburger Haus Kaverius Schadenmüller und Compagnie ausstellte. Gleich beim Eintritt in die heimatliche Stadt erfährt Salander von einem jener Allerweltsfreunde, die nichts thun, als sich um die Sachen der andern kümmern und auf Neuigkeiten Jagd machen, von einem gewissen Mönk Wighart, daß hinter der Firma Schadenmüller kein anderer als Wohlwend stecke, ein Mann halb Narr, halb Gauner, und daß dieser gerade wieder in Konkurs geraten sei. Salander beeilt sich, diesen Wohlwend aufzusuchen, ihn zur Anerkennung der in Rio ausgestellten Anweisung zu veranlassen, durch einen Rechtsanwalt die An-

sprüche auf die Konkursmasse anzumelden; allein alle seine Schritte sind erfolglos. Das ganze Vermögen, von dem Salander nur den geringen Teil von zwanzigtausend Franken baar mit sich geführt hatte, ist auf Nimmerwiedersehen verloren.

Nachdem Martin seiner Frau in der schonungsvollsten Weise — „Er gehörte zu denen, welche dergleichen (Unglück) lieber verschweigen möchten, wie ein Vergehen, das ihnen selbst und nicht fremder Schlechtigkeit zur Last fällt“ (S. 54) — Mitteilung von seinem neuen Unglück gemacht hat, entschließt er sich nach längerer Beratschlagung, wieder nach Brasilien zurückzukehren; und zwar allein, ohne seine Familie. Denn er sagt: „Die neue Welt jenseits des Meeres ist wohl schön und lustig für Menschen ausgelebter und ausgehofferter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute sind sich gleichgiltig, nur das Abenteuer des Werdens hält sie zusammen; denn sie haben keine Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. So lange ich aber das Ganze unserer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann!“ (S. 83). Wie ganz anders und aus der Fülle der heutigen Anschauung heraus klingt dieses Kellersche Bekenntnis verglichen mit den bekannten Goethischen Versen: „Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, der alte!“ So kehrt denn Salander mit ungeschwächtem Mute nach Brasilien zurück; die frühern Erfahrungen, neu angeknüpfte geschäftliche Beziehungen zu landsmännischen Handlungshäusern kommen ihm zu Gute, und nach erneuter dreijähriger Arbeit hat er sich soweit gebracht, daß er in Rio einem Stellvertreter die Führung der Geschäfte überlassen kann, um endlich in Münsterburg bei den Seinen zu leben. Seine Frau hat inzwischen auch mit bescheiden Anfängen ein sich stetig erweiterndes Geschäft betrieben, die Kinder sorgsam erzogen, sodaß nun diese Dinge ein für allemal geordnet sind. So steht Martin Salander als ein Kaufmann von echtem Schrot und Korn, für immer gesichert, in zunehmender Wohlhabenheit da, und nun erst beginnt die eigentliche Handlung des Romans.

Als die beiden Töchter Setti und Netti — der Sohn Arnold ging inzwischen auf eine deutsche Universität und nach der Promotion zum Doktor juris nach England — herangewachsen waren, ereignete sich, wie Keller lächelnd erzählt, „ein seltsames Phänomen verliebter Leidenschaft,“ dergleichen noch in keinem Lustspiel und keinem Romane erfunden wurde, denn die Wirklichkeit sei ja erfinderischer als jede Dichterphantasie. Setti und Netti verlieben sich nämlich beide in dieselbe Persönlichkeit, d. h. eigentlich in zwei junge Leute, aber die sind Zwillinge und körperlich und auch geistig gar schwer von einander zu unterscheiden. Es sind Individuen von jenem billigen Kaliber, wo ihrer zwölf gerade ein Duzend machen. Diese Zwillinge sind die Brüder Sfidor und Julian Weidelich. Es ist eine der geistreichsten Erfindungen des tief sinnigen, Symbole liebenden Kellerschen Humors, von dieser Menschenorte gleich zwei auf den Plan gebracht

zu haben, denn einzeln sind sie nichts: „ihnen fehlt die Persönlichkeit, sie haben keine Seelen.“ Darum wird auch das Treiben dieser Zwillinge nicht immer dargestellt, sondern es wird darüber berichtet; um sie in Handlung ausführlich zu schildern, hätten sie ja wieder eine „Seele“ nötig, die sie eben nicht haben. Die Salanderschen Töchter verlieben sich also in die Brüder Weidelich. Zwar sind diese Herren jünger als die bald sechsundzwanzigjährigen Schwestern; zwar sind sie als Söhne einer Waschfrau, die zugleich das Gemüse ihres Mannes zu Markte trägt, weit unter dem Stande, auf den die Salanderschen Anspruch erheben dürfen, bei aller republikanischen Vorurteilslosigkeit; zwar sind die Zwillinge vorläufig nichts als simple Notarschreiber, ohne Vermögen und haben außer einigen körperlichen Kunststücken, wie flottem Tanzen, nicht viel gelernt; zwar ist der gegründete Verdacht vorhanden, daß die Zwillinge auf nichts andres als auf das reiche Erbe der Salanderschen Töchter spekuliren, von denen jede ihre halbe Million schwer ist — das thut alles nichts! Die Setti und die Netti haben sich einmal die Jünglinge in den Kopf gesetzt, sie lassen Jahr auf Jahr in klösterlicher Zurückgezogenheit verstreichen, um abzuwarten, bis der Sfidor und der Sulian heiratsfähig geworden sind, jeder andre Antrag wird ausgeschlagen, die Warnungen, die Drohungen, der Zorn und der Kummer der Eltern werden trotzig ertragen, bis sie ihren Willen durchgesetzt haben und die Gattinnen der Zwillinge geworden sind.

Diese Brüder Weidelich sind ganz durchtriebene Schufte, Keller hat in ihnen ein satirisches Meisterstück geliefert. Das Strebertum hat schon mancher zu zeichnen versucht; mit Kellers Leistung kann sich niemand vergleichen. Er läßt ihnen schon in der Jugend das Strebertum einimpfen. Ihre Mutter, die Waschfrau Amalie Weidelich, die im Verlaufe der Dichtung zu einer tragisch mächtigen Figur auswächst, thut sich in begreiflichem Mutterstolze auf ihr Söhnepaar viel zu Gute. Auch sie fühlt von der frischen demokratischen Strömung des Landes, die eben weht, ihren Mut gehoben, sie will sich durch nichts mehr von den bessern Ständen unterscheiden. Sie trägt einen neumodischen Hut anstatt des einfachen Kopftuches der Marktweiber, und ihre Söhne müssen zu ihr „Mama“ sagen, nicht mehr Mutter, wie das ungebildete Volk. Zum Gemüsegärtner Jakob Weidelich sagen die Kinder jedoch bloß „Vater“; denn der Pfarrer hat den Eltern in irgendeiner Sonntagspredigt gelegentlich den Wink gegeben, daß mit dem noblern „Papa“ auch die höhern Steuern ins Haus kämen, und so ließ man es beim „Vater“ bewenden. Dann wurden die Jungen der Waschfrau ins Gymnasium geschickt, was zwar viel Geld kostete, doch die Eltern waren fleißig. Freilich vor der Reifeprüfung für die Universität rissen beide Zwillinge aus; wegen ihrer schönen Handschrift fanden sie als Notariatschreiber Unterkunft. Dann gelingt ihnen die schlaue eingefädelte Liebchaft mit den Salanderschen Töchtern; der Verkehr dauert lange Zeit hinter dem Rücken der Eltern. Als diese davon Kenntnis erhalten und Martin in der heitern Lauscherzene im Garten dem verliebten Paare die Ent-

erbung androht, wissen sich die Zwillinge schnell zu fassen. Des Besitzes der Töchter jedenfalls sicher, werfen sie sich auf das politische Strebertum, um vorerst durch eigene Kraft zu etwas zu kommen, worauf gegen ihre Verbindung mit den reichen Mädchen kein Einwand würde erhoben werden können. Sie sehen ein, daß sie beide bei derselben Partei nicht so viel Vorteile gewinnen könnten, als wenn jeder sich einer andern anschloesse, um mit den Kenntnissen der Gegner sich jeweilig zu unterstützen; so würfeln sie denn um die „Gefinnung,“ zu der jeder Bruder sich bekennen soll. Mit der demokratischen Gefinnung legt sich der eine, Sidor, einen Hut breit wie ein Wagenrad zu, auch läßt er sich nun das Haar lang wachsen; der altliberale Julian trägt dagegen ein zierliches Hütchen kaum von Tellergröße und kleidet sich stutzerhaft. Erst nach dieser Maskerade vermag man die Zwillinge von einander zu unterscheiden. Köstlich wird geschildert, wie sie in Wählerversammlungen den Versuch machen, den politisch ehrgeizigen Martin Salander zu fördern. So sehr dieser in seiner bescheidenen Eitelkeit sich geschmeichelt fühlt, so ist er doch zu vornehm, sich diesem Komödienspiel anzuschließen. Die Zwillinge aber gelangen durch ihre schlaunen Manöver nach und nach zu ihren Zielen: sie erhalten beide selbständige Notarstellen, sie werden in den großen Rat gewählt. Die Schilderung der ersten Ratssitzung ist eine der heißesten Satiren: die jüngsten Großräte benehmen sich mit der Ungenirtheit der ältesten Parlamentarier: sie hören mit halbem Ohre dem jeweiligen Sprecher zu, sie laufen aus und ein aus dem Sitzungssaale, sie versorgen ihre Geschäftskorrespondenz während der Verhandlungen des Rates u. dergl. Sie benutzen alle Begünstigungen eines Rats Herrn, ohne eine seiner Pflichten zu erfüllen. Endlich führen sie auch die angestrebten reichen Töchter heim. Allein nun, nachdem sie in den Besitz alles dessen gelangt sind, was sie gewollt hatten, offenbart sich ihre armselige Natur. Die Frauen, welche auf die jüngeren Gatten einen erzieherisch wohlthätigen Einfluß zu gewinnen hofften, werden tyrannisiert; die geträumte Liebe verflüchtigt sich in Kürze, denn die Brüder haben ja „keine Seele.“ Die meiste Zeit verbringen die Herren Notare außer dem Hause, sei es, daß sie sogenannten politischen Versammlungen beiwohnen, sei es, daß sie sich von einem Schützenfeste zum andern heruntreiben und mit sehr viel Geld, da sie schlechte Schützen sind, sehr kleine Becher erzingen. Um die vielen Ausgaben zu decken, geraten sie in Betrügereien, indem sie systematisch einen ausgedehnten Hypothekenschwindel betreiben. Das Schlimmste offenbar, was Keller ihnen nachzusagen weiß, ist, daß sie ihre Zeit der eine mit dem Fischefang, der andre, böfere, mit dem Fange von Singvögeln, die gegessen werden sollen, schließlich totschlagen. Endlich aber kommen mit dem allgemeinen Krach alle ihre Betrügereien zu Tage, sie werden verhaftet. Jetzt, bemerkt der Dichter, zeigte sich zum erstenmale eine kleine Differenz in den sonst identischen Charakteren der Brüder: Julian ist noch im rechten Augenblicke ins Ausland durchgebrannt, wo er indes auch bald ab-

gefaßt wird. Ihr Benehmen während der Untersuchungsfrist und Verhandlung muß noch ihre läppische Bornirtheit bekunden, und schließlich werden sie jeder zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt, auf daß ein Exempel statuirt werde. Als ihre Mutter, die gute Waschfrau Amalie Weidelich, dies erfährt, wird sie vom Schlage gerührt und stirbt. Sie hatte schon früher Kummer an ihren herzlosen Söhnen, denen sie ihr ganzes arbeitsvolles Leben geopfert, erfahren müssen. Und symbolisch sprach sich die tiefe Reue ob ihres einstigen Hochmuts aus, als sie den reichgeschmückten Federhut grimmig ins Wasser warf. Die Töchter Salanders sind gleich beim ersten Einschreiten der Behörden in den Schutz ihres Elternhauses zurückgeflüchtet; auch sie sind für ihren Eigensinn schwer gestraft. Martin Salander, der so gutmütig war, sich von dem Zwillingspaar imponiren zu lassen, der die barocke Idee hatte, die Hochzeit seiner Töchter zu einem lärmenden Feste mit politischem Anstrich zu gestalten, muß jetzt mit schwerem Gelde für seine famosen Schwiegeröhne büßen. Und der klassische Nekrolog, den ihnen der Dichter (S. 413) widmet, lautet: „Um diese Stunde [des Todes ihrer Mutter] glichen die Söhne der Toten einander wieder ganz so, wie sie ehemals gethan, und setzten die Beamten der Strafanstalt in Verlegenheit, da sie geschoren, rasirt und in die Sträflingskleider gesteckt waren, als Beweiskümer, daß das eiserne Uhrwerk der Gerechtigkeit noch aufgezogen war und seinen Dienst that.“

Mit all dem eben berichteten haben wir aber die Vorzüge in diesem Roman noch lange nicht erschöpft, wir haben noch nichts erzählt von dem, was Martin Salander in diesen Zeiten erlebt, welche Entwicklung er inzwischen durchgemacht hat. Zweifellos ist es seine Gestalt, welche das Verständnis der oberflächlichen Leser und Rezensenten auf die schwierigste Probe stellt. Denn dieser Held des Romans macht die vielleicht einzig in der Literatur dastehende Wandlung von einer ernst sympathischen Haltung bis zur Lächerlichkeit durch, ohne deswegen ganz um die Achtung des Lesers zu kommen. Und gerade hier bekundet sich jene eingangs erwähnte kühne Technik des souveränen Meisters, welche dem Leser nicht entgegenkommen will, sondern vielmehr seine angestrenzte Aufmerksamkeit verlangt. Hat man diese aufgewendet, dann merkt man wohl, daß im Organismus dieser komplizirten Natur kein Häkchen fehlt, und daß sie schon beim ersten Eintritt die Keime ihrer ganzen folgenden Entwicklung in sich trägt. Man bedenke nur, daß sich die Handlung des Romans über einen Zeitraum von etwa fünfundschwanzig Jahren verbreitet, und halte sich die Anschauung vom Gange der menschlichen Entwicklung vor Augen, welche Keller gelegentlich des stillen Zusammentrinkens von Martin und Marie Salander bei der Hochzeit ihrer Töchter ausspricht. Dort (S. 216) sagt der Dichter: „Sie trank unverweilt einen bessern Schluck als gewöhnlich, und mit ihm einen jener kurzen Sonnen- oder Silberblicke, die mit der Länge der Zeit sich immer mehr verlieren, wenn die Menschen sich in Wind und Wetter leise ändern, sodas die

Klugen weniger klug, die weniger Klugen Narren, und die Narren oft schnell noch Hallunken werden, eh sie sterben, wie wenn sie Gott weiß was versäumten.“ In diesen absichtsvollen, an bedeutender Stelle gesprochenen Worten des Dichters liegt der Schlüssel für das Verständnis seines guten Martin Salander. Dieser ist einer von jenen Klugen, welche in Wind und Wetter sich leise ändern, um im Laufe des Lebens weniger klug zu werden, und mit vollem Humor, der allerdings wie ein feines Lustspiel meist still an sich hält, hat dies Keller geschildert — ein Meisterwerk der Kunst!

Der Leser erinnert sich, daß wir Martin Salander das erstemal gerade bei seiner Rückkehr aus Brasilien nach einer siebenjährigen Abwesenheit von Münsterburg angetroffen haben. Damals ließ er sich in seiner gelassenen Gutmütigkeit vom Allerweltsfreund Wöni zu einem Schoppen Wein einladen, noch bevor er das ersehnte Weib gesehen hat. Hier steht der Dichter noch ganz für ihn ein; dieser leicht zu beeinflussende Charakter wird von ihm in einem fort verteidigt. Als Martin im Gespräch mit Wöni sich des Wohlwend erinnert, ist ihm trotz aller der gröberen Unbill, die er von diesem erfahren, nichts lebhafter in Erinnerung geblieben, als die heillos falsche Betonung, mit der Louis die „Bürgerschaft“ und dergleichen allbekannte Gedichte in großem Kreise zu deklamieren pflegte: mehr peinlich als lächerlich. Den sanguinischen, leicht bestimmbaren Charakter behält Martin bei; er müsse immer hinter einem Osterhasen herjagen, bemerkt einmal seine herrliche Frau; aber im Verlaufe seines Lebens verliert er auch dies ästhetische Feingefühl. Als es ihm dann besser geht, schließt er sich, halb unbewußt, jener politischen Partei an, die gerade die Zeit beherrscht, und ahnt nicht, wie nachgiebig er selbst derjenigen gegenüber ist, die er zu bekämpfen glaubt. Martin kann nicht lange zürnen und verzeiht schnell. Der Schlaueit der Zwillinge ist er nicht gewachsen; mit ihrer Heuchelei berücken sie ihn nicht minder, als die ihm genau nachgeratenen Töchter. Bei der barocken Hochzeit derselben, auch seinem eigensten Werke, ereignet es sich, daß ein Chor ohne Takt und mit falscher Betonung gesungen wird. Seine Frau macht ihn darauf aufmerksam, indem sie bemerkt: „Zufrieden mit dem guten Willen, wenn es unter sich ist, betrachtet das Volk eine stramme Kunstübung eher als ein aristokratisches Wesen, und ist durch alle Schichten hindurch darauf aus, eifrig zu demokratisieren, was in seinen Bereich kommt.“ Aber Martin erwidert darauf: „Und das Volk hat Recht!“ Marie fragt: „Warum Recht? Früher, es ist freilich lange her, dachtest du anders, als der Wohlwend so falsch sang und deklamirte!“ — „Hm! Ja, das heißt, es ist nicht derselbe Fall! Dieser that es in einer gebildeten Welt, inmitten eines Vereines wohlgeübter Leute, die er störte. Hier hätte er niemandem die Freude verdorben!“ (S. 215.) Hier haben wir eine solche Stufe in der Entwicklung Salanders, sodaß uns das Folgende nicht überraschen kann. Wunderlich genug ist es allerdings. Denn wie sein ästhetisches Feingefühl mit vorschreitendem Alter abgenommen hat, so

hat seine Leichtgläubigkeit und Bestimmbarkeit immermehr zugenommen. Jener heuchlerische Wohlwend, der ihn schon zweimal empfindlich geschädigt hat, legt ihm nun einen neuen Fallstrick. In der Zwischenzeit hatte Louis sich in der Welt herumgeschlagen, mit dem bei Salander geraubten Gelde in der Tasche; er war bis nach Ungarn gekommen, hatte dort, ganz magharisirt, die Tochter eines reichen Schweinezüchters geheiratet, sodaß er von seiner Rente leben und noch etwas zurücklegen konnte. Nach Jahren kehrte er nach Münsterburg zurück, in der Begleitung seiner Frau, zweier Knaben und einer ungewöhnlich schönen Schwägerin, Myrrha Glawicz, die nur leider etwas blöde war. Da er die Absicht hatte, sich in seiner Heimat ständig niederzulassen, spekulierte er auf Martin Salanders Verkehr, dessen bürgerliches Ansehen als Staatsrat und reicher Handelsherr ihm den Eintritt in die Gesellschaft möglich machen sollte. Gleich beim ersten schlaun Kniff ließ sich Salander gewinnen: Wohlwend trat wie aus den Wolken geschneit bei ihm ein, legte ihm fünftausend Franken hin mit der Ankündigung, daß er ihm nach und nach das beim ersten Bankerott geborgte Geld zurückzuzahlen gedenke. Marie Salander lachte halb empört über die Naivität ihres Gatten; dieser strich das Geld vergnügt ein, erinnerte sich sentimental, daß Wohlwend, den er früher schon in der Jugend nicht gut haben wollen, sein Schulkollege war, ja er ließ sich sogar von dem heuchlerischen Gesellen zu Tische laden, um seine Familie kennen zu lernen. Ihn freilich ins Haus zu nehmen durfte er unter den strengen und klugen Augen seiner Marie nicht wagen. Bei Wohlwend nun lernte Martin Salander die schöne Myrrha kennen, und so groß war der Eindruck, den sie auf ihn machte, daß der fünf- undfünfzigjährige Mann sich in das achtzehnjährige Mädchen verliebte. Köstlich werden nun die Schmerzen dieses Johannistriebes geschildert, bis zum Glücke der Sohn zur rechten Zeit aus Amerika heimkehrt, um dem verliebten Alten trocken zu sagen, daß das schöne Kind einsilbig aus purer Einfältigkeit sei, und ihn so zu kuriren. Damit sind auch die Pläne Wohlwends auf eine Verbindung zwischen Arnold Salander und Myrrha zerstört. Wohlwend, der immer ein ideales Mäntelchen um seine nackte Schurkerei zu breiten liebte, wird in der Folge ein Frömmel und Agent einer Missionsgesellschaft.

Soviel haben wir bisher, freilich mit Übergehung einer Fülle von schönen Einzelheiten und herrlichen Episoden, von den Hauptgestalten des Romans erzählen müssen und haben noch immer nicht von den beiden idealen Figuren in dieser Dichtung gesprochen, die allerdings infolge des satirischen Charakters der Dichtung nur im Hintergrunde der Vorgänge bleiben. Aber sie sind für das Verständnis der Dichtung ganz unentbehrlich. Marie Salander haben wir schon öfter im Vorbeigehen nennen müssen. Was das für ein herrliches Frauenbild, was das für eine Gattin und Mutter ist, läßt sich schwer in wenig Worten sagen. Sie ist das Muster einer Ehefrau. Als Salander nach seiner siebenjährigen Abwesenheit heimkehrt und die erste Nacht wieder unter dem eignen

Dache verbringt, da spinnt sich unmittelbar vor dem Schlafengehen folgendes kurze Gespräch ab: „Du, Marie! — Was, Martin? — Eines will ich wetten, hast du gewiß vergessen! — Was denn? — Meinen alten Stiefelknecht! — Hier ist er! — Sie zog ihn unter dem Fußende des Bettes hervor.“ Mit diesem lakonischen Satze charakterisirt Keller (S. 57) die zarte Aufmerksamkeit seiner Marie Salander. An klarer Menschenkenntnis ist sie ihrem Gatten weit überlegen: sie wird weder von der Heuchelei Wohlwendts noch von der der Zwillinge genasführt, sie durchschaut beide, und diese fürchten sich vor ihrem Scharfblick. Mit ihren Kindern ist sie eher streng als zärtlich. Aber als ihre Töchter die Liebchaft hinter ihrem Rücken betreiben, da fühlt sie sich als Mutter tief gekränkt. Bei der Verlobung will sie garnicht anwesend sein. Als trotz allem Abzuziehen die majoremnen Töchter die Weidelichs heiraten, da sorgt Marie Salander dennoch für eine reiche Ausstattung, daß ihre Kinder auch nicht das geringste entbehren. Als sich dann die Enttäuschung einstellt, ist sie die erste, die Betrogenen zu trösten. Bei der Verhaftung Isidors wollen die Eltern der Tochter auf dem Bande telegraphiren. Martin „nahm also ein Formular, beschrieb es mit den erforderlichen lakonischen Worten und gab es der Frau. Sie las den Blitzbrief, studirte einen Augenblick daran herum und beschrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasselbe, als sie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcken dastehenden Haupt- und Zeitwörter mit den dazu gehörigen, sie verbindenden Kleinwörtern versehen, sonst aber nichts geändert. »Du hast ja garnichts dazu gethan, als die Pronomina, den Artikel und einige Präpositionen und dergleichen. Dadurch wird ja lediglich die Depefche dreimal so teuer!« sagte er [der Millionär!] noch immer überrascht. »Ich weiß wohl, es ist vielleicht närrisch,« erklärte sie bescheiden, »allein es will mir vorkommen, daß diese kleinen Zuthaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, sodaß Setti das Gefühl habe, als hörte sie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht. Wenn du aber willst, so unterschreib' ich das Ding selbst!« — »Es ist merkwürdig, wie recht du hast!« sprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals gelesen. »Es nimmt sich in der That urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kukuk holst du die wunderbar einfachen Stilkünste? Nein, das mußt du selbst unterschreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!«“ (S. 372.) In dieser kleinen Szene hat man das ganze Paar vor sich. Marie überhauht ihren Gatten, aber sie hat Humor. Als er ihr seine späte Liebchaft beichtet, lacht sie ihn fein aus. Wir glauben nicht, daß in der ganzen Literatur eine zweite zugleich so lebenswahre als ideale Schilderung des Ehelebens vorhanden sei, wie sie der Junggefelle Gottfried Keller in seinem Ehepaar Salander geliefert hat.

Ganz seiner Mutter nachgeraten ist Arnold Salander, den man wohl als den Träger des Kellerschen politischen Ideals ansehen kann. Arnold, der nur

als Kind und Knabe flüchtig in der Dichtung erscheint, bleibt während der längsten Zeit in der Ferne, um am Schlusse erst wieder aufzutreten. Er hat sich selbst seinen Lebensplan zurechtgelegt, in echt schweizerischer Manier: „Ein junger Jurist arbeitet nach Bedürfnis und Gelegenheit im Handelshause seines Vaters mit, treibt daneben Geschichte für seinen Hausgebrauch, um die werdende Geschichte besser zu verstehen und ihre Dimensionen messen, ihre Bedingungswerte schätzen zu lernen.“ Und welchen Zweck dieses mit praktischer Thätigkeit vereinigte Gelehrtenleben haben soll, erklärt er selbst in den folgenden Worten. Er erzählt von einer zufälligen politischen Unterhaltung mit einem alten Herrn aus dem Kanton X. in einem Seebade. „Als er ein und das andre ungeduldige und vorschnelle Urteil vernahm, woran sich der Schluß knüpfte, es dürfte der betreffende Übelstand wohl erst durch ein neues Geschlecht von Gesetzgebern, von frischen Kräften gehoben werden, lächelte der Alte und meinte, es handle sich nach seiner Erfahrung nicht sowohl um einen Mangel an frischen Kräften, die ja ohnehin schon durch das allgemeine Menschenjoch unaußhörlich zuflößen, als im Gegenteil um einen bedächtigeren, beharrlicheren Ausbau des Geschaffenen. Er erzählte nun anschaulich, wie er zum drittenmale erlebt habe, daß nach einem kraftvollen Umschwunge die Söhne der Männer, die ihn bewirkt und im besten Mannesalter standen, als Schüler sich zusammengethan und verabredet hätten, sie wollten noch etwas ganz andres herstellen, wenn sie daran kommen würden. Ohne zu wissen, was das Unerhörte eigentlich sein solle, hätten sie später wirklich Wort gehalten, wie wenn sie auf dem Rütli geschworen hätten, und ihre Zeit lang die heilige Gesetzgebung verwirrt und gestört, bis ihre eignen Sprößlinge den gleichen Schwur gethan und als neue Generation ihnen vom Amte halfen oder wenigstens mit großem Spektakel zu helfen suchten. In diesem Lichte gesehen, sei der Fortschritt nur ein blindes Hasten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäser, der über eine runde Tischplatte wegrenne, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme. Es sei ein Naturgesetz, daß alles Leben, je rastloser es gelebt werde, umso schneller sich auslebe und ein Ende nehme; daher — schloß er humoristisch — vermöge er es nicht gerade als ein zweckmäßiges Mittel zur Lebensverlängerung anzusehen, wenn ein Volk die letzte Konsequenz, deren Keim in ihm stecke, vor der Zeit zu Tode heße und damit sich selbst. . . Kurz, wir gelangten endlich zu dem Entschlusse, im Gegensatze zu den Schulbankagitatoren, uns nicht als neue Generation aufzuthun, sondern uns im Stillen für alle Fälle brauchbar zu machen in Zeiten, wo es notwendig werden könnte, mit einzustehen und den Rand finden zu helfen. Am allgemeinen mitzudenken sei immer nötig, mitzuschwätzen aber nicht.“ (S. 202.) Indem Keller dieses sein politisches Bekenntnis dem jungen Sohne und Erben seines Helden in den Mund legt, spricht er seine optimistische Gesinnung aus,

welche das Beste von der Zukunft seines Schweizer Volkes hofft, und mit der Charakteristik dieser gesunden Jugend seines Vaterlandes schließt er den Roman.

Zweifellos steht dieses Werk hinter keinem einzigen der frühern Meisterstücke der Kellerschen Kunst zurück, und es hat vor dem ersten Romane die größere Gedrungenheit der Komposition und die reifste plastische Darstellung aller einzelnen Personen voraus. Hier ist kein einziger Strich, der nicht seine reiche poetische Bedeutung hätte, und der Reichthum der Beziehungen, in welche die Gestalten gebracht sind, ist erstaunlich. Man denke nur an Martin Salander, der uns als Ehemann, als Vater, Geschäftsmann, Politiker, Freund und schließlich noch in menschlichem Irrtum als Liebhaber vorgestellt wird! Man thut daher Unrecht, mit kühler Hochachtung von diesem neuen Werke des Züricher Meisters zu sprechen; fast möchte man eben diese kühle Reserve nach allen literarischen Erfahrungen als das glänzendste Anzeichen für seine ruhmreiche Zukunft ansehen. Wenn aber ein Rezensent den vor all den gesprochenen Leitartikeln und Parlamentsreden bis auf fünfzehnhundert langweilige Seiten aufgedunsenen Roman Spielhagens: „Was will das werden?“ über Kellers Werk setzt, so hat sich der Kritiker selbst ein Denkmal seiner Geschmacklosigkeit gesetzt.

Wien.

Moritz Necker.



Die Berliner Singakademie und die musikalische Volksbildung.



ie Gestalt des ehrwürdigen Professors Grell, des Direktors der Berliner Singakademie, wird vielen unsrer Leser in pietätvoller Erinnerung fortleben. Im August 1886 starb er im sechsundachtzigsten Lebensjahre zu Steglitz bei Berlin. Soeben hat nun sein Schüler Professor Heinrich Bellermann nach dem Willen des Verstorbenen ein Buch*) veröffentlicht, das uns die tiefsten Bestrebungen Grells wieder lebhaft vor Augen stellt. Es geziemt sich, daß wir bei der bleibenden Bedeutung seines Wirkens uns etwas genauer über diese Bestrebungen unterrichten. Das Buch enthält — wie Grell selbst sagt — seine „musikalischen Grundansichten,“ das Fundament seiner Lehre. Meist sind die in dem Buche enthaltenen Aufsätze Gutachten, die vom Kultusminister amtlich erfordert wurden.

*) Aufsätze und Gutachten über Musik von Eduard Grell. Nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Bellermann. Berlin, Springer, 1887.